

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 91.

Mittwoch, 18. April.

1928.

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirosauer.

(Nachdruck verboten.)

(17. Fortsetzung.)

Da flammte ihre Redlichkeit doch heftig empor. „Ich verbiete Ihnen, so von meinem Manne zu sprechen. Er hat mir das Leben gerettet. Alles verdanke ich ihm. Er hat mir freigestellt, ihn nur als Rettungsanker zu benutzen und mich nach der Freisprechung von ihm scheiden zu lassen. Vergessen Sie nicht, was er getan hat. Als ich verfeimt war, als ich der große Skandal von Schanghai war, die Mörderin, das Entsetzen der ganzen Kolonie, hat er den Mut und die Größe gehabt, mich zu seinem Weibe zu machen.“

„Das hätte ich auch getan.“

„Vielleicht. Er hat es getan. Und ist immer zärtlich und gütig zu mir gewesen.“

„Güte ist keine Mannestugend.“ Er sprang auf, — sie saßen im Kontor, — packte Lia an beiden Schultern und rief eindringlich:

„Genügt Ihnen das? Güte! Zärtlichkeit! Schreit die Jugend in Ihnen nicht? Ein Menschenalter trennt Sie von Ihrem Manne. Willst du nie Leidenschaft, brausendes Leben, höchste Wonne der Freude, tiefsten Schmerz der Freude kennen lernen?“

Sie fühlte die Umklammerung seiner Finger auf den Schultern, schmerzhaft und durchschauend.

„Lassen Sie mich!“ bat sie leise.

Sein Druck wurde härter. „Nein, ich will jetzt wissen, ob du mich liebst?“

Er hob sie zu sich empor.

Da flüsterte sie dicht vor seinem Gesichte.

„Ich liebe dich. Aber ich bin treu bis ins Mark. Laß mich bitte.“

Sie sagte es so flehend, so rührend traurig, daß der ritterliche Mann in ihm sie freigab. Sie fiel in den Sessel zurück, ausgelöscht von ihrem Bekenntnis, zerbrochen.

Ihre Schwäche reizte seine Stärke. Er trat dicht an sie heran. „Was soll werden? Wie denkst du dir unser Leben?“ fragte er rau.

Sie hob den Blick zu ihm empor. Ihre braunen Augen schimmerten. „Muß es denn immer zu Geheißnissen kommen?“ flüsterte sie gequält. „Genügt dir nicht das Bewußtsein, daß ich dich liebe?“

„Nein“, wehrte er hastig. „Dazu bin ich nicht blutleer genug. Und du auch nicht. Man hat nur dieses eine Leben. Das hat man auszuleben bis zur Reife. Bis zur letzten Möglichkeit. Willst du einst, wenn du alt bist, trauern über Vergeudetes, Unwiederbringliches?“

„Ich kann nicht anders.“ Sie wand sich zermartert. „Ich bin umhegt. Mein Leben ist immer so verworren und bitter.“

„Jedes Leben ist so, mehr oder weniger“, bedeutete er ohne Sentimentalität. „Das Leben ist nun einmal das Schwerste aller Dinge.“

Da schwieg sie. Aber plötzlich raffte sie sich auf und sagte, und ihr junges, weiches Gesicht ward herb und harsumrissen: „Ich betrüge meinen Mann nicht. Und darum bitte ich dich, sprich nie wieder davon.“

„Ich werde immer wieder davon sprechen.“

„Dann wirst du mich sehr unglücklich machen.“

„Vielleicht zuerst — später aber sehr glücklich.“

Da klopfte es.

Ein Boy brachte ein Radiotelegramm. Das Schiff, das William Ryan nach Hongkong trug, passierte gerade die Insel Formosa.

16.

Sie barg sich bei ihrem Manne, sie schmiegte sich an ihn, sie suchte Schutz bei ihm vor Ransom und vor sich.

Ryan war hochbeglückt. Oft hatten an ihm böse Zweifel genagt, ob er ein Recht gehabt hatte, dieses junge Weib — selbst mit ihrem Willen — nach ihrer Freisprechung an sich zu fesseln. Ihre Briefe und nun ihr leidenschaftliches Aufgehen in ihm beruhigten sein Gewissen. Jetzt hatte er die Gewißheit ihrer Liebe.

Lia wich nicht von seiner Seite. Gemeinsam richteten sie ihr Haus auf der Höhe ein, als die Möbel aus Schanghai eintrafen. Alles berieten und ordneten sie zusammen, die Stellung jedes Stuhles, den Platz jedes Bildes. Im Büro saß sie an seiner Seite, klug, ratend und beratend.

Doch an der Gegenseite des Arbeitstisches saß Edwin Ransom, beobachtend mit seinen harten spöttischen Augen und, wenn Ryan sich abwandte, ein freches Lächeln um den willensstarken Mund. Oft kam er des Abends von seinem kleinen Junggesellenheime auf halber Höhe des Berges herüber, von Ryan aufgefordert, ein gern gesehener Gast. Sie fühlte sich verfolgt wie ein Wild. Sie litt peinvoll unter dem Berrate, der umging. Sie empfand die lächerliche Lage, in die sie ihren ahnungslosen Mann gestürzt hatte. Warme Freundesworte sprach er zu dem Feinde, der sein Weib umlauerte und umgarnte.

Dann hielt sie es nicht aus, dann rannte sie hinaus ins Freie, bis zu der alten schönen Steinbalustrade, der Grenze ihres Besitztums, die hinabblitzte auf den Hafen in der Tiefe. Dort stand sie, an das noch sonnenwarme Gestein gelehnt, und suchte einen Ausweg aus dem Irrgarten, in dem sie sich verlaufen hatte.

So ging es nicht weiter. Das erkannte sie. Sie durfte ihren Mann, diesen edlen, vertrauenden Menschen, nicht länger in dieser Stellung der komischen Figur des hintergangenen Ehemannes lassen. Ja, sie hinterging ihn — seelisch und menschlich. Das unbedachte Bekenntnis ihrer Liebe verband sie mit dem anderen, gab ihm ein Recht auf sie und auf Hohn und Spott gegen ihren arglos gläubigen, ihrer Liebe sicheren Mann. Oft kam ihr der Gedanke, sich von der Höhe hinab zu stürzen. Doch das ungelebte Leben in ihr, ihre Neunzehn wehrten sich gegen das frühe Ende.

Sie stand und rang mit ihrer Verzweiflung und starrte in die Tiefe.

Unten glitzerten die Feuerlinien der Lichter der Straßen und Schiffe. Das Wasser lag schwarz eingeraht von der leuchtenden Perlenkette der Laternen am Ufer, auf den Piers, Docks, den Glühbirnen auf den Dachgärten der Cafés und Restaurants.

Sie stand und starrte hinab, fast unmögliche Ent-

Schlüsse erfüllten sie, die ihre Vernunft verwarf, und fand keinen Ausweg aus dieser Verstrickung ihres Lebens.

Dann schritt sie zermürbt und hoffnungslos zum Hause zurück.

Durch das Fenster der Veranda konnte sie in das erleuchtete Zimmer hineinblicken, in dem Ryan und Ransom in eifrigem geschäftlichem Gespräche saßen. Der Rauch der Pfeifen erfüllte bläulich den Raum. Sie stand und blickte durch das Fenster auf diese beiden Männer in friedlichem Plaudern, die ihr Schicksal waren. Sah Ryans kluges, reises, nachdenkliches Gesicht und Ransoms hübschen, jungen, von neuen Plänen sprudelnden Kopf. Sie wagte sich nicht ins Haus, lief zurück in die Schwül in die Nacht duftenden Wege des Berggartens, preßte ihr weinendes Gesicht in Blumen und Sträucher und fühlte sich unselig und verloren.

„Ranu?“ sagte dann Ryan im Hause, „wo steckt denn Isa? Wollen die kleine Nachtschwärmerin mal suchen.“

Die Herren traten in den Garten, riefen. Isa trocknete hastig die Augen, sammelte sich und antwortete mit mühsam beherrschter Stimme. Dann schritten sie zu dritt — Isa zwischen den Männern — durch die dunklen Wege.

Und Ransom sah ihre hängende Hand und hielt und preßte sie heimlich, trotz ihrer ohnmächtigen Versuche, sie zu befreien. Dann sagte Isa heiser: „Ich gehe hinein, ich bin müde.“

„Ich auch“, lachte Ryan und verabschiedete seinen Profuristen.

In zornigem eifersüchtigem Verlangen sah Ransom die beiden Gestalten engumschlungen ins Haus verschwinden.

Rita Island durchlebte keine angenehmen Tage. Edwin Ransom hatte sie niemals übermäßig zärtlich behandelt. Er war kein liebenswürdiger Anbeter. Jetzt war er launisch und gereizt. Er sprach nie ein Wort zu ihr über Isa Ryan. Doch sie wußte alles. Witterte es mit dem untrüglich ahnenden Instinkt des Weibes. Liebende Frauen sind immer Hellseher. —

Und dann kam die Entscheidung, zu der alles drängte. Dann kam der Abend, der die Krisis brachte.

Isa hatte wieder das Zimmer verlassen, stand wieder an der Balustrade, schaute in die Tiefe, und die Sehnsucht, alles durch einen Sprung in den Abgrund zu beenden, ward übermächtig in ihr. Einen anderen Ausweg sah sie nicht. Sie liebte Ransom, sie sehnte sich nach ihm, trotz allem und allem. Trotz seiner Treulosigkeit, trotz seines Hohnes, trotz allem und allem.

Sie konnte dieses Zwitterleben nicht länger tragen. Sich auf den Bordrand der niedrigen Mauer schwingen, die Augen schließen und sich hinabwerfen. Dann war die Qual und alle Not zu Ende.

Eine klagende Wehmut war in ihr. Zu Ende! Ihr junges Leben. Alle Hoffnung, alles Sein, alles. Doch es gab keinen anderen Ausweg. Alles war verschlossen, verbaut und verammelt. Sie war in ein Netz geraten, das sie erwürgte.

Sie starrte in die Tiefe. Dort würde sie gleich liegen, zerschmettert, ausgegüßt aus allem, was war und was fühlte, — aus dem All. — Sie dachte plötzlich an Jillin und seine Frage, ob es hinter diesem All noch ein anderes Weltall gäbe.

Sie lächelte verzagt.

Was kümmerten sie noch solche Fragen! Das Frage- und Antwortspiel des Lebens war für immer vorüber. Gleich, in wenigen Augenblicken, kam für sie das bleiche Nichts, wie damals für Iwan Jillin, als er sich den alten chinesischen Dolch ins Herz stieß. Seltsam, daß sie nun auch an der Schwelle stand — wie er. —

Sie sah hinauf zu den Sternen Shiens. Ob sie sich hinauswarf aus dem All, wenn sie hinabsprang? Ob der Tod alles, alles endete? Nein, irgendwie blieb man wohl in dem weiten Universum — vielleicht — vielleicht! —

(Fortsetzung folgt.)

Die verfluchte Treitmühle.

Von Hans Ostwald.

Immer wieder und wieder hinein! Jahraus, jahrein. Jeden Tag, an dem die Morgenstunden schlagen, jeden Tag, dessen Helle über die Erde wandert: Immer wieder hinein, immer wieder! Verflucht — sei verflucht!

Tretmühle. Mühle, in der man immer treten, treten, treten muß, damit sie sich dreht, damit sie nicht zum Stillstand kommt. In der man treten muß, damit sie einen mitnimmt — und Brot bringt. Es ist zum Verzweifeln!

Und doch zugleich ein Glück — ein großes, ein vielfaches Glück. Tretmühle, du mahlst Brot, Brot mancherlei Art. Nicht nur das Brot für die Zähne und den Leib. Du mahlst auch Brot für den Geist und die Seele. Du füllst mit deinem Getrampe und mit deinem Getriebe unendlich viele leere Stunden aus. Du sekest Menschen, die sonst als unnützes Lebensstäubchen in der Welt herumliegen würden, in Beziehung zueinander. Als Räder oder Stiften. Niemand oder Unruhe müssen sie im Uhrwerk der Treitmühle sich einfügen, können sich betätigen, sich wichtig vorkommen und sich wichtig machen. —

Die Treitmühle hält uns fest, wenn sie uns gefaßt hat. Erbarmungslos schleudert sie alle herum und preßt sie in ihre Stellung, in ihre Aufgabe. Kein Teilchen, das zu ihr gehört, darf sich verrücken. Im Gleichmaß muß jeder das Getriebe mitmachen, will er nicht zerdrückt, hinausgeschleudert werden.

Wer hat dich nicht verflucht und dich beschimpft: Treitmühle! Und doch, wenn sie in sich hineingehen, wenn sie in die Wege der Ehrlichkeit einbiegen, dann sagen sie alle: Es ist ein Glück, daß ich sie habe.

Mag das nun der Unternehmer sein, der seinen Betriebsfonds verwalten und erhalten muß; den sein Reichtum nicht losläßt, oder der von Berufssorgen und Steuerlasten bedrückt wird. Oder mag es die Hausfrau sein, die morgens die Kinder betreuen muß, daß sie rechtzeitig zur Schule kommen, die für ein pünktliches Mittagbrot, Abendessen, für reinliche Zimmer, für gepuckte Fenster, geklopfte Teppiche, reine Wäsche und für tausend andere Kleinigkeiten und Nichtigkeiten sorgen muß. Oder das Tippfräulein, das morgens böse und mit verschlafenen Augen sich auf den Weg zum Bureau macht — und unterwegs doch zu sich kommt durch die vielen schmeichelnden Blicke. Oder mag es der Rat sein, der in sein Sprechzimmer tritt — oder der Fahrer, der seine Untergrundbahn ankurzelt — oder der Knecht, der den Pflug in den Acker drückt: sie alle hassen die Treitmühle — sie alle stöhnen in ihr — und empfinden sie doch als die große Wohltat.

Er geht ins Getriebe, wird mit herumgerissen. Gewiß — aber er wird auch warm. Er fühlt alles um sich herum rollen und kreisen, drehen und rattern — er fühlt Leben um sich herum.

Wenn er auch nur ein kleiner Bote ist oder ein Türschließer — oder ein Mädchen, das in der Spinnerei auf die Maschinen achtet und die abgerissenen Fäden wieder anknüpft: niemand darf in der Treitmühle fehlen, niemand ist entbehrlich. Jeder muß sich mitbewegen, mitkreisen.

Ohne die Treitmühle — was wollten sie alle? Was will der einzelne ohne sie? Er wird irgendwo in der Ecke liegen wie ein rostiger Nagel und sich ganz in Rost auflösen. Er wird als welkes Blatt in irgend einen Winkel geweht und dort verfaulen.

Tragt sie nur, die so viel auf die Treitmühle schimpfen und sie verfluchen, fragt sie nur in einer ehrlichen Minute — oder nehmt sie ihnen weg, diese verfluchte Treitmühle: sie werden mit allen zehn Fingern nach ihr greifen, sie krampfhaft an sich reißen wollen, verzweifelt nach ihr schreien und in schlaflosen Nächten um sie stöhnen und ihr Kopfkissen mit tausend Tränen benetzen.

Und sie werden sprechen: Wenn ich denke, ich hätte mein Geschäft nicht mehr oder ich könnte nicht mehr ins Bureau gehen oder ich dürfte die Maschine nicht mehr bedienen oder nicht mehr die Küche füttern. —

Was soll ich beginnen? Wohin sollte ich mit mir?

Wenn ich morgens beim Aufstehen nicht wüßte, was ich anfangen sollte, wenn der Tag mit seinen langen Stunden mich leer angähnen und Stunde um Stunde, Tag um Tag und Jahr um Jahr mich fragen würde: Was nun?

Welch' unschätzbares Glück: Wenn ich jetzt morgens aufstehe, wartet allerlei auf mich. Ich muß meinen Platz in der Treitmühle ausfüllen, darf nicht grübeln, brauche nicht zu grübeln! Komme mit Menschen zusammen, stoße mit ihnen zusammen, reibe mich an ihnen, verstehe oder mißverstehe sie. Ich habe Freude an ihnen oder Ärger.

Mit Vorgesetzten oder Untergebenen, mit Kunden oder Klienten — es gibt keine Ruhe — es gibt Schwierigkeiten, Haß, Feindschaft, Zusammenstöße, Erniedrigungen, Aberhebeln — gewiß. Aber auch Genuß und Erfolg und An-

erkenntnis, erreichte Ziele — es gibt Leben. Das bringt die Tretmühle.

Dit schwere Arbeit, Mühe und Qual. Und doch ist die Qual größer, wenn man nicht sagen kann: Ich schaffe, leiste etwas, bin nicht umsonst auf der Welt, bedeute den andern etwas, besitze einen Wirkungskreis, trage den andern Freude in ihr Leben.

Und wenn der Wirkungskreis noch so klein ist und scheinbar so eintönig und quälend: Wer krank gewesen ist und genas, fühlte der nicht das Glück der Gesundheit, wenn er wieder fähig wurde, in die Tretmühle hinein zu gehen? Segnete er nicht die Verfluchte?

Sein Fluch wird zum Segen, und mit Abneigung liebt er sie — seine Tretmühle.

Kleine Anmerkungen.

Von Wolfgang Iederan.

Freundschaft unter Männern entsteht zumeist bei gemeinsamer Arbeit — unter Frauen bei gemeinsamem Vergnügen.

Wir zweifeln zu häufig und glauben zu selten an uns selbst — das ist die gefährlichste Krankheit des deutschen Gemüts.

Kein irdischer Richter könnte uns härter anklagen als die toten Lippen eines Menschen, der uns — lebend — sehr geliebt hat. Vor den Toten sind wir alle schuldig.

Arbeit ist nicht ohne weiteres eine Tugend. Es kommt immer darauf an, ob wir für uns selbst oder an uns selbst arbeiten.

Seine Meinungen zu wechseln ist nicht immer ein Zeichen von Charakterlosigkeit. Denn auf seinen Meinungen soll man nicht sitzen, sondern man soll sie gebrauchen. Wer das tut, wird sich nicht wundern, wenn eine Meinung sich auch einmal abnutzt und der Erneuerung bedarf.

Sammler-Ecke

Albrecht-Dürer-Gedenkmünzen. Zur 400. Wiederkehr des Todesjahres Albrecht Dürers wurde eine Gedenkmünze geschaffen. Die künstlerische Arbeit stammt von dem Münchner Bildhauer Karl Roth. Die Gedenkmünze läßt Albrecht Dürer mit seinen eigenen Worten zum Beschauer sprechen, indem sie auf der Vorderseite das bekannte Selbstbildnis, gemalt im Jahre 1500, und auf der Rückseite die gewaltige Gestalt des Apostelfürsten Paulus, gemalt um das Jahr 1526, zeigt. Diese Paulusgestalt ist dem Bilde „Paulus und Markus“, das zusammen mit dem Bilde „Petrus und Johannes“ das letzte große Werk des Meisters ist, entnommen. Die Gedenkmünzen wurden im bayerischen Hauptmünzamt in Größe eines Fünfmarsstückes aus Feinsilber (25 Gramm) geprägt und tragen die Randstempelung „Bayer. Hauptmünzamt Feinsilber“. Des ferneren wurden

Alt-Nassau

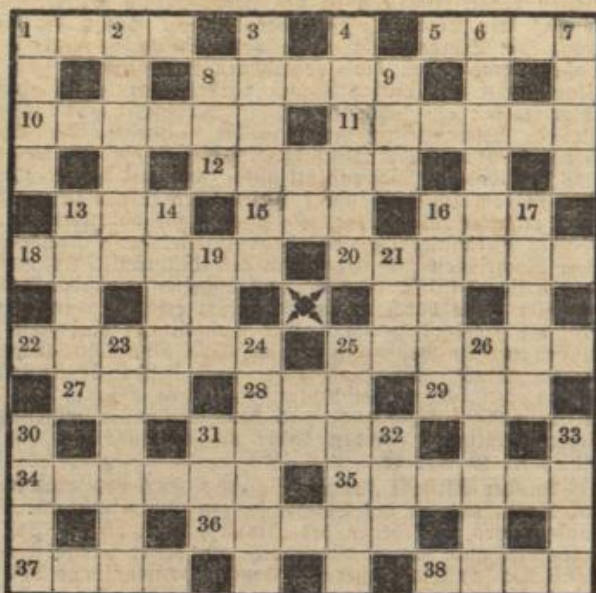
Wiesbaden vor hundert Jahren.

Von Ferdinand Heymach.

Als man das Jahr 1828 schrieb, zählte Wiesbaden, das durch die letzten Eingemeindungen auf 153 000 Einwohner angewachsen ist, wenig mehr als 7000. Dabei hatte sich die Bevölkerungsziffer gegenüber der nur zwei Jahrzehnte zurückliegenden Zeit annähernd verdoppelt, und auch das äußere Gesamtbild hatte nach Befestigung der alten Befestigungswerke eine tiefgreifende Wandlung erfahren. Um das Innere mit seinen engen Gassen und Winkeln schloß sich mehr und mehr ein breiter Gürtel neuer regelmäßiger Straßen zusammen, unter denen die Wilhelmstraße den Vorrang beanspruchen durfte. Im Süden griff die Bautätigkeit schon von der vollendeten Friedrichstraße, deren westlichem Ausgang die neue Infanteriekaserne vorgelagert war, auf die Luisenstraße über. Hier wurde auch auf dem dafür be-

auch Gedenkmünzen aus Gulatengold im Gewicht von 17 Gramm geprägt. Die bildliche Darstellung und Größe ist wie bei den Silberstücken. Die Ausendung von Gedenkmünzen erfolgt durch die Firma Müller und Sohn, Abteilung Denkmünzenverlag, München 2 C 2.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrech: 1. Schiffsausdruck. 2. Berühmter Maler (f gilt doppelt). 3. Hauptteil des Schiffes. 4. Leichter Seewind. 6. Berühmter Maler. 7. Raubfang. 8. Gewässer. 9. Russischer Herrschertitel. 13. Element. 14. Weiblicher Vorname. 15. Fürwort. 16. Mädchenname. 17. Siebwaße. 19. Nicht verfälscht (h = ein Buchstabe). 21. Irlander. 23. Zerfallene Bauwerke. 24. Schwermütiges Gedicht. 25. Atmungsorgane. 26. Gelenkkrankheit. 30. Schlusswort im Gebet. 31. Wäldchen. 32. Seltenes Wild (h = ein Buchstabe). 33. Nahrungsmittel. — **Wagerech:** 1. Englischer Grafentitel. 5. Aschenbehälter. 8. Flugzeugunglück. 10. Morgengetränk. 11. Versfuß. 12. Tierischer Körperteil. 13. Märgengestalt. 15. Winterserscheinung. 16. Bindewort. 18. Teil des Hauses. 20. Ort in Ostpreußen. 22. Getreideart. 25. Schulmeister. 27. Fremdwort für „Straße“. 28. Name des Löwen in der Fabel. 29. Fürwort. 31. Nüchternes Haustier. 34. Wochentag. 35. Gegenteil von Zweifel. 36. Stadt am Nil (h gilt als h). 37. Schulkasse. 38. Nagetier.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 85:
Wagerech: 1. Kalif. 4. Aspil. 7. Alb. 8. Barol. 9. Eidam. 10. Inn. 11. Speer. 14. Doria. 17. Schiff. 20. Trent. 23. Ode. 24. Nadir. 25. Jüfer. 26. Ton. 27. Sorte. 28. Taube. — **Senkrech:** 1. Rubus. 2. Larve. 3. Fatir. 4. Abend. 5. Puder. 6. Komma. 12. Pech. 13. Elf. 15. Ohr. 16. Zon. 17. Sinus. 18. Jnder. 19. Forie. 20. Teint. 21. Colau. 22. Torte.

stimmten Platz noch im Herbst dieses Jahres mit den Vorarbeiten zum Bau der katholischen Kirche begonnen und ebenso an der Ecke der Luisen- und Schwalbacher Straße der Grund zur Artilleriekaserne gelegt. Dazu gewann im Norden über die Nerostraße hinaus die Taunusstraße, die durch eine überdeckte Wandelhalle mit dem Kochbrunnen in Verbindung stand, aufsehends an Ausdehnung. Westwärts hingegen war nur die der Stadt zugewandte Seite der Schwalbacher Straße zwischen Friedrichstraße und Michaelsberg völlig ausgebaut, während die Straße über den Heidenberg und die heutige Röderallee bis zur Taunusstraße hinauf dem Neuerungsdrang langsame nachgab.

Die Krone der ganzen neugeschaffenen Anlagen bildete der Wilhelmplatz, dessen rechts und links von Alleen eingefasste Rasenfläche durch Kurhaus, Kolonnade, Theater und „Vier Jahreszeiten“ einen wirkungsvollen Abschluß erhielt. Damit vermochte der unmittelbar an den Kochbrunnen an-

stoßende Kranzplatz nicht zu wetteifern, wenn er auch von den Brunnengästen noch immer viel aufgesucht blieb.

Als Mittelpunkt des geselligen Verkehrs und der Unterhaltung diente für Fremde wie Einheimische das Kurhaus. Konzerte, Bälle und die mancherlei Darbietungen durchreisender Virtuosen brachten hier der Abwechslung genug. Dazu kam das 1827 eröffnete Theater, das unter des Salzburger Neukäufers Leitung namentlich auf dem Gebiet der Oper Treffliches leistete. Außerdem war an gern aufgesuchten Gastwirtschaften in der näheren und weiteren Umgebung kein Mangel. Besonders beliebt waren der Geisberg, die Dietenmühle und der Schulzische Garten in Sonnenberg. Auch die benachbarten Rheinorte und die Platte mit dem einige Jahre vorher erbauten Jagdschloß boten vielen ein lohnendes Ziel. Reichlich war daneben für das Lesebedürfnis der Kurgäste gesorgt. Die lokale Presse kam in dieser Hinsicht freilich kaum in Betracht. Das Wiesbadener Wochenblatt hatte zwar mit dem 1. Januar 1828 in dem Hofbuchhändler Schellenberg einen neuen Verleger erhalten, blieb aber, wie bisher, auf obrigkeitliche und private Bekanntmachungen, Lebensmittelpreise, standesamtliche Nachrichten und Fremdenlisten beschränkt. So mußten auswärtige Blätter dem Mangel abhelfen, und das geschah in erster Linie durch die in Frankfurt erscheinenden Zeitungen, die regelmäßig um 5 Uhr nachmittags eintrafen und in den großen Gast- und Badehäusern allgemein ausgelegt waren. Auch dem Verlangen nach Unterhaltungslektüre trugen die beiden Leihbibliotheken von Schellenberg und Ritter vollauf Rechnung, und dem Liebhaber wissenschaftlicher Betätigung standen dafür die Bestände der Landesbibliothek zu Gebote.

In der Altstadt bewegte sich das Kurleben vorwiegend am Kranz und in der Langgasse, wo dichtgereiht die Badhäuser lagen, von denen der „Adler“, der auch die Post beherbergte, und der „Schützenhof“ an erster Stelle standen. Sonst bot das Stadttinnere, in dem ein ansehnlicher Teil der Bürgerschaft noch Landwirtschaft und Viehzucht trieb, des Anziehenden und Sehenswerten nicht allzuviel. Auf dem Markt standen noch die alten Schloßbauten, die aber längst ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen waren und nur noch einzelnen Dienstzweigen der Verwaltung als Unterfunktsräume dienten, daneben auch die Artillerie bis zur Fertigstellung der neuen Kaserne in sich aufnahmen. Und die übrigen Zeugen der Vorzeit, Seidenmauer, Uhrturm, Mauritiuskirche und Rathaus, hatten der lediglich auf oberflächliche Schau eingestellten Mehrzahl der Besucher wenig zu sagen.

Das alte Badhaus in Nassau.

Meist an der Hauptverkehrsstraße der nassauischen Dörfer befand sich das Badhaus. Wenn es auch nur in wenigen Orten ein Gebäude von besonderer baulicher Kunst war, so hatten die Badhäuser doch stets eine bestimmte Bedeutung. Sie bildeten eine Art Mittelpunkt des Dorfes, an dem jede Familie Anteil hatte. Hier sah man jung und alt zusammenkommen. Mochte man sich auch sonst nur selten begegnen, im Badhaus fand sich oft Gelegenheit, einige Worte zu wechseln. Mit ganz besonderer Achtung wurde gerade dieses Haus, und war es auch noch so klein, von der ganzen Bevölkerung behandelt. Es bedeutete fast einen geheiligten Ort, an dem das Brot des alltäglichen Lebens hergestellt wurde. Wer beobachten wollte, wie diese Gottesgabe, die nur mit saurem Schweiß der Erde abgerungen werden konnte, von den Leuten auf dem Lande geachtet wurde, der brauchte nur der Bäuerin nachzuschauen, die mit wahrer Andacht den schweren teiggefüllten Korb auf dem Kopfe zum Badhaus trug. Auch nicht ein Stäubchen Mehl in der Schüssel oder im Badtrog des Badhauses, der oft nur eine in einen dicken Stamm gemeißelte Vertiefung darstellte (Badmull), durfte verloren gehen. Einzelne Gehöfte hatten einen kleinen Badofen zum Eigengebrauch. Aus praktischen Gründen erbauten aber zusammenhängende Ortschaften das gemeinsame Badhaus, das allen Leuten zugleich leicht erreichbar war, meist im Zentrum der Gemeinde. Je nachdem nun die finanziellen Verhältnisse des Dorfes waren, ergab sich auch das Bild des Badhauses, weshalb bei den heute noch vorhandenen Badhäusern ein Rückschluß auf die Zeit der Erbauung möglich ist. Noch jetzt gibt es in Nassau Badhäuser vom einfachsten, schmucklosesten Bau bis zu den prächtigsten Holzschwertbauten aus dem 16. Jahrhundert. Eine Zusammenstellung derselben in Bildern würde höchst interessant wirken. Die großen Holzschwertgebäude enthielten meistens auch das Katszimmer. Ein mächtiger Sahn auf dem Dache, der zugleich als Wetterbahn diente, war das Sinnbild der Wachsamkeit. Leider findet die Symbolik, die bei unseren Vorfahren so viel in Anwendung

kam, in der neuen Zeit so wenig Anklang. Besondere Auswahl traf der Bauherr für den Hersteller des Badofens. Das „Badofenmännchen“, wie man in manchen Ortschaften den Badofenbauer nannte, war eine Person von besonderer Wichtigkeit. Denn wie leicht kam es vor, daß ein Ofen nicht „zog“, wenn ihn kein gründlicher Fachmann hergestellt oder repariert hatte. Tief eingegrabene Jahreszahlen an einem Stein oder auf dem oberen Türpfosten geben an, wann das Badhaus erbaut wurde. Mehrfach sind heute noch in Nassau Badhäuser in Betrieb. Wir treten zur Mittagszeit, nachdem die letzten Schläge der Mittagsglocke verhallt sind, in ein solches ein. Ein lieblicher Duft kommt uns entgegen. Aus dem geöffneten Ofenloch leuchtet rote Glut und malt aus den Zuschauern, den Badgeräten und dem kleinen Gewölbe vor dem Ofen ein typisches Bild nach Rembrandt-Art in Hell und Dunkel. Eine Anzahl Frauen hat sich während des Mittagsläutens hier eingefunden, die teils auf den schweren, als Bänke dienenden Balken hocken oder stehend die Ereignisse des Tages besprechen, bis der Ortsdiener erscheint und die Verlosung vornimmt. Die Verteilung der Reihenfolge des Badens findet in den einzelnen Orten verschieden statt. Meist geschieht es in der Weise, daß die von den Leuten mitgebrachten fast gleichgroßen Blechschildchen, die die Hausnummer tragen, in einer Schürze oder in einem Hute durcheinander geschüttelt und dann von einer anwesenden Person oder einem herbeigerufenen Kinde einzeln herausgeholt werden. Oder es werden verdeckte Losnummern von den Leuten, die baden wollen, von den Badtischen aufgehoben. Entweder die Hausnummer oder der Name der Betroffenen wird an einer im Badhause aufgehängten Tafel aufgeschrieben. Manchmal werden die Badtreiben auf mehrere Tage im voraus verlost. Man gibt sich ohne Murren mit dem Losausfall zufrieden, wenn's einem auch mal nicht „in den Kram“ paßt. Zuweilen tauscht man auch die „Badtreibe“ untereinander aus, und so ist beiden Teilen geholfen. Das Ofenanheizen am Montagmorgen nach so vielen Stunden Stillschens und Erkalts des Ofens ist meist besonders geregelt. Die „Anbad“ erfordert eine größere Menge Holz, und man wechselt deshalb mit diesem Dienst. Es wird als eine Selbstverständlichkeit betrachtet, nach Beendigung des Badens die Badstube, den Trog, die Tische und die Feuerung in ordnungsmäßigem Zustand dem Nachfolger zu überlassen. Es sind ungeschriebene Gesetze, die sich im Laufe der Jahre, oder richtiger, im Laufe der Jahrhunderte als notwendig und praktisch herausgestellt haben. Die Badkunst verstehen fast alle Bewohner. Schon dem Kinde wird das Säuern, das Teigmachen und das Ofenanheizen gezeigt. Die Geschicklichkeit im Teigmachen, im Brotformen und das Ein- und Ausschleichen lernt sich nach und nach. Ob das Brot ausgebacken ist, wird meist nach der Uhr bestimmt; doch wendet man auch gern verschiedene Proben an. Ein in das fertige Brot eingestecktes Hölzchen muß nach dem Herausziehen frei von Teig sein. Heißes Brot, auf den Steinboden gelegt, darf keinen „Schweiß“ hinterlassen. Besonders feine Kenner halten das heiße Brot in alternativer Nähe der Rasenspitze, die feinnervig die brennende Hitze feststellen kann und das Ausgebathen prüft. Auch die Klopfmethode wird gern angewandt. Wenn auch nur wenige Badhäuser von besonderem Kunstwerte sind, ihres ehrwürdigen Alters wegen verdienen sie in ihrer alten Bauweise erhalten zu bleiben und damit spätere Generationen des einzelnen Dorfes daran erinnert werden, daß dieses öffentliche Gebäude einmal ein Bindeglied zwischen den einzelnen Ortsbewohnern war.



Hauptversammlung des Nassauischen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (E. V.) am 29. April 1928 in Weilsburg a. d. L.

Die 10. ordentliche Mitgliederversammlung des Nassauischen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege findet am 29. April, nachmittags 3,45 Uhr, in Weilsburg a. d. L. im „Deutschen Haus“ (Neugasse) statt. Die Tagesordnung umfaßt folgende Punkte: 1. Jahresbericht des Geschäftsführers. 2. Rechnungslegung für 1927 und Entlastung des Vorstandes. 3. Rechnungsvoranschlag für 1928. 4. Vereinszeitschrift „Nassauische Blätter“. 5. Wünsche und Anträge. Anschließend an die Sitzung findet eine Führung durch das Schloß statt. Der praktischen Arbeit des Vereins soll der abends 8,15 Uhr im Saalbau an der Frankfurter Straße stattfindende Nassauische Heimateabend dienen, der in seinem ersten Teile u. a. Rezitationen nassauischer Dichter durch Frau Rita Bolland bringen soll, während im zweiten Teil der neue Heimatfilm „Nassauer Heimate“ vorgeführt werden wird, der im Auftrag der Bezirksverwaltung von der Deutsig-Film-A.-G. hergestellt worden ist.